

Till Bastian
Die seelenlose Gesellschaft

TILL BASTIAN

Die
seelenlose

Gesellschaft

Wie unser Ich verloren geht

Kösel

Inhalt

Zur Einführung

Mit technischen Wunderwerken direkt ins Desaster ...

7

Eins

Ein erster Überblick: Was unsere Seele bedroht

15

Zwei

Der »außengeleitete Charakter«

29

Drei

Das »sekundäre System«

77

Vier

Was Abhilfe schaffen könnte –
eine Anleihe bei zwei Dichtern

107

Nachwort

139

Anmerkungen und Literaturhinweise

145

Zur Einführung

Mit technischen
Wunderwerken direkt ins
Desaster ...

Am 20. April 2010 – dieser Unglückstag war ein Dienstag – explodierte um exakt 22 Uhr amerikanischer Ortszeit und etliche Kilometer vor der Küste des Golfes von Mexiko die riesige Ölbohr-Plattform »Deepwater Horizon«, was elf Menschen das Leben kostete; zwei Tage später sank dieses 1998 bis 2001 in Südkorea gebaute, von der Firma »Transocean« betriebene und vom BP-Konzern angemietete »technische Wunderwerk«, dessen Herstellungskosten rund 350 Millionen US-Dollar betragen hatten. Für mehrere Monate flossen nach dieser für die Experten von »Transocean« und »British Petroleum« offensichtlich unvorstellbaren und unvorhersehbaren Katastrophe – gegen deren eventuelles Eintreten deshalb auch keine geeigneten technischen Vorkehrungen getroffen worden waren – aus der von »Deepwater Horizon« auf dem Meeresgrund in 1500 Metern Tiefe angebohrten Ölquelle »MC 252« täglich rund 800.000 Liter Erdöl (etwa 780 Millionen Liter insgesamt!) in das Salzwasser des Ozeans und verursachten in der Folge »die schlimmste Umweltkatastrophe in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika«. So jedenfalls hatte kein Geringerer als der exakt fünfzehn Monate vor der Katastrophe, am 20. Januar 2009 in sein Amt eingeführte 44. US-Präsident Barack Hussein Obama dieses Desaster treffend bezeichnet.¹

Genau drei Wochen später, also abermals an einem Dienstag, am 11. Mai 2010, begann im Saal S. 325 des Russell-Office-Building in Washington D.C. eine Anhörung zu den Ursachen und zu den – damals freilich erst schemenhaft absehbaren – Folgen dieser Mega-Katastrophe. Senator Robert Menendez von der Partei der Demokraten ließ sich anlässlich dieser Zusammenkunft den sarkastischen Hinweis nicht entgehen, dass just im selben Saal genau achtundneunzig Jahre zuvor, im Mai 1912, ein anderes Hearing stattgefunden hatte, in dessen Verlauf 82 Überlebende der am 15. April 1912 untergegangenen »Titanic« befragt worden waren. Damals, so Senator

Menendez, sei über ein vermeintlich unsinkbares Super-Schiff verhandelt worden (dessen Untergang 1502 Menschen das Leben gekostet hatte) – heute, im Mai 2010, gehe es um eine Super-Bohrinsel, von der angeblich unter keinen Umständen jemals Öl ins Meerwasser gelangen konnte. »Leider«, so kommentierte Menendez die Duplizität der Fälle äußerst treffend, »endeten beide technologischen Wunder in einer Tragödie.«²

Dies allerdings. Betrachtet man die zwei Tragödien der modernen Großtechnik freilich etwas genauer, so stellt sich rasch heraus, dass das »Titanic«-Desaster vom April 1912 und die »Deepwater-Horizon«-Katastrophe vom April 2010 weit mehr Gemeinsamkeiten aufweisen als – beispielsweise – den Monat April, in dem sich beide Unglücksfälle ereignet hatten. Und gerade das sollte uns nachdenklich werden lassen. Ich möchte dabei drei für eine solche kritische Reflexion wesentliche Aspekte besonders hervorheben:

ERSTENS ging es hier wie dort, ging es damals wie heute um die Beschleunigung und um die Optimierung des gesellschaftlichen Stoffwechsels: 1912 sollten möglichst schnell möglichst viele Passagiere aus Europa über den Atlantik in die USA und von dort wieder zurück transportiert werden; 2010 sollte möglichst rasch möglichst viel Erdöl, das unverzichtbare Lebenselixier, der unentbehrliche Schmierstoff der Industriegesellschaft³, aus der Tiefe des Meeresbodens in die Tanks eines weltweit operierenden Mineralölkonzerns gepumpt werden. Dieser Konzern ist, nebenbei bemerkt, gemessen an seinem Jahresumsatz das viertgrößte Unternehmen der Welt; im Katastrophenjahr 2010 erzielte er einen Umsatz von immerhin 308.928 Millionen US-Dollar, was einer Steigerung von 25,5 Prozent (!) gegenüber dem Vorjahr entsprochen hatte⁴.

ZWEITENS hingen die Menschen – die sogenannten Experten ebenso wie wir, die »gewöhnlichen Sterblichen« – im Jahr 1912 wie auch anno 2010 in gradezu sträflicher Weise dem illusionären

Glauben an, alle technischen Eventualitäten könnten von ihnen nach Gutdünken kontrolliert werden, alle möglichen Pannen und Unfälle seien gegebenenfalls beherrschbar. Auf der »Titanic« hatte dieser Irrglaube unter anderem die fatale Folge, dass das Schiff nur mit einer ungenügenden Zahl von Rettungsbooten ausgestattet worden war, weil es ja als unsinkbar galt! Und auf eine Katastrophe wie die Verunreinigung des Meeres durch eine anderthalb Kilometer (!) unter der Wasseroberfläche vom Meeresboden aus angebohrte Ölquelle war 98 Jahre später eben jener Öl-Konzern leider nur in äußerst unzureichender Weise vorbereitet gewesen. Wie sich später herausstellte, hatte die US-Regierung ohne ausreichende Sicherheitsüberprüfung die Erlaubnis zu solchen riskanten Bohrungen erteilt.

Der DRITTE PUNKT hängt mit jenem zweiten unmittelbar zusammen: Die Mitglieder der technischen und politischen Elite, die in der technokratischen Industriegesellschaft alle wichtigen Hebel in den Händen hält, erweisen sich, wenn es »hart auf hart« kommt (sich also die von ihnen nicht vorhergesehene Katastrophe dann doch ereignet hat), keineswegs als jene kühlen Köpfe, die stets den nötigen Überblick behalten und nie die Nerven verlieren; sie geben sich zwar gerne einen ebensolchen Anstrich, denn das ist ihrer Karriere förderlich (und wir glauben es bereitwillig, weil wir es so glauben möchten!) – aber sie sind es beileibe nicht. Kapitän John Edward Smith (geboren 1850), der während ihrer ersten und letzten Reise auf der »Titanic« das Kommando innehatte – der Autor Wolf Schneider hat ihn in seinem sehr lesenswerten Buch »Große Verlierer« (Reinbek 2004) ausführlich porträtiert –, war zwar ein erfahrener Seemann, hatte aber schon im Vorjahr 1911 eine Kollision des »Titanic«-Schwesterschiffes »Olympic« mit dem britischen Kreuzer »Hawke« verantworten müssen. Offenbar hinderte dieser Unfall die Reederei, die 1869 gegründete und in Liverpool ansässige »White

Star Line«, aber keineswegs daran, diesem Pechvogel Smith alsbald das größte Passagierschiff aller Zeiten, die »Königin der Meere« – eben jene 269 Meter lange, am 31. Mai 1911 in Belfast vom Stapel gelaufene »Titanic« – anzuvertrauen. Kapitän Smith unterliefen in der vielfach erörterten Unglücksnacht vom 14. zum 15. April 1912 so viele Fehler, dass er aus heutiger Sicht als der Hauptverantwortliche für den durchaus vermeidbaren Tod von über 1500 Menschen bezeichnet werden muss.

Und was das mit der Ölkatastrophe vom April 2010 befasste Personal der Firma »Transocean« und des BP-Konzerns anbetrifft, so stellte der offizielle Untersuchungsbericht der US-Regierung ihrem Krisenmanagement ein wahrhaft verheerendes Zeugnis aus. Gemeinsam war den Verantwortlichen von 1912 und von 2010 freilich wohl vor allem eines: die gutgläubige Leichtfertigkeit, mit der sie darauf vertraut hatten, »dass nicht sein kann, was nicht sein darf«, weil nämlich schon die Möglichkeit einer Mega-Katastrophe den Lebenslügen unseres allgegenwärtigen technokratischen Selbstbetruges zuwiderläuft. Es verwundert in folgedessen kaum, dass die britische Zeitschrift »Guardian« im Juli 2011 etliche Dokumente veröffentlichen konnte, denen zu entnehmen war, dass es auf den Bohrinseln in der Nordsee in den Jahren 2009 und 2010 mehr als hundert Unfälle gegeben hatte, bei denen entweder Menschen zu Schaden kamen oder Gas oder Öl ins Meer geströmt waren. So konnte im Mai 2010 ein der »Deepwater-Horizon«-Katastrophe ähnlicher Unfall auf der Bohrplattform »Gullfaks C« der Ölgesellschaft »Statoil« offenbar nur mit großem Glück und in letzter Sekunde verhindert werden.⁵ Wenig später wurden mehrere schwere Unfälle aus der Bohai-Bucht an der chinesischen Küste bekannt, wo der Konzern »ConocoPhillips« gemeinsam mit der einheimischen »China National Offshore Oil Corporation« vor der Küste der Volksrepublik China das größte unterirdische Ölfeld ausbeutet.⁶ Und am 10. August 2011 entdeckte

man auf der vom Shell-Konzern betriebenen Bohrinself »Gannet Alpha« 180 Kilometer östlich der schottischen Küste ein Leck, aus dem über 1300 Barrel Öl (d.h. mehr als 206.000 Liter) das Wasser der Nordsee verunreinigt haben ...

So weit zu einigen Gemeinsamkeiten der traurigen Ereignisse vom April 1912 und vom April 2010. Aber warum finden sie überhaupt so ausführlich Erwähnung?

Ich habe hier – auf den ersten Seiten eines Buches, das sich ja eigentlich mit dem bedrohten Seelenleben der Gegenwartsmenschen befassen will! – jene beiden berühmt-berüchtigten Großunfälle in Erinnerung gerufen, um damit deutlich zu machen, in welcher verhängnisvollen Weise die unser Leben andauernd stärker bestimmende Großtechnik immer wieder aufs Neue immense Gefahren, Schäden und Kosten produziert. Und all das, obschon uns beständig vorgegaukelt wird, wir lebten in der besten aller möglichen Welten und die Risiken jener allgegenwärtigen Technologie seien, jedenfalls im Vergleich mit ihrem Nutzen, äußerst gering und gegebenenfalls durchaus beherrschbar. Indes sind die von der Öffentlichkeit aufgeregt und mit meist schnell wieder verebbendem Schrecken wahrgenommenen dramatischen Unfälle und Katastrophen nur die auffällige Außenseite eines Prozesses – die zunehmende Technisierung der Welt –, an dem mich im vorliegenden Buch vor allem der scheinbar problemlose »Alltagsvollzug«, der undramatische »Normalbetrieb« interessiert. (Es gibt ja noch überreichlich mehr und andere Katastrophen: Man denke nur an die Kernschmelzen in Tschernobyl 1986 und in Fukushima 2011, also jenen zweifachen »Super-GAU« der uns jahrelang als unverzichtbar und ungefährlich angepriesenen »friedlichen« Atomkraftnutzung.) Katastrophen wie die hier genannten füllen die Schlagzeilen, zumindest für eine kurze Weile, aber die wahre Katastrophe ist, mit Walter Benjamin gesprochen, »dass alles weiter-

geht«, dass sich, auf Dauer gesehen, meist nur wenig ändert – wenn überhaupt.

Dieser katastrophale Alltag ist es, der, langfristig gesehen, unsere seelischen Widerstandskräfte unterminiert, unser inneres Regulationsvermögen lähmt und Raubbau an unseren psychophysischen Ressourcen betreibt. Dass man auch mit dem Menschen und seinem Seelenleben nachhaltig umgehen sollte, will man die Zukunft unserer Spezies nicht leichtfertig aufs Spiel setzen – diese Erkenntnis findet nur sehr wenig öffentliche Aufmerksamkeit. Eben deshalb ist sie quasi der rote Faden, der sich durch den gesamten Gedankengang meines Buches zieht.

Im Brennpunkt meines Interesses steht deshalb vor allem das alltägliche Funktionieren einer Zwischenwelt, die sich als ein »sekundäres System« (der Begriff stammt von dem rechtskonservativen Soziologen Hans Freyer, 1887–1969) zwischen den Menschen und seine natürlichen Lebensgrundlagen geschoben hat (auf die er, obwohl er sie kaum noch wahrzunehmen scheint, dennoch nicht einfach verzichten kann und die sein Leben in immer höherem Maße prägt und bestimmt.) Dieser Prozess, es sei nochmals betont, schadet nicht nur der Umwelt, sondern auch unserer Innenwelt. Er beschädigt sie nachhaltig, entwertet sie und lässt ihre in Jahrtausenden vielfach bewährten seelischen Regulationsmechanismen immer öfter wirkungslos ins Leere laufen.

Das vorliegende Buch versucht eine Bestandsaufnahme dieser bedrohlichen Lage, möchte aber auch unsere Möglichkeiten zu Widerstand und Gegenwehr zumindest ansatzweise deutlich machen. Die in meinem vor zwei Jahren, 2010, veröffentlichten Band »Seelenleben. Eine Bedienungsanleitung für unsere Psyche« zusammengestellten Vorschläge für ein gelingendes Leben behalten durchaus ihre Berechtigung – deshalb werden sie hier auch nicht noch einmal wiederholt. Aber sie werden ergänzt durch die Analyse der aktuellen

Lage und durch eine Skizze möglicher Bewältigungsstrategien. Diese haben gewissermaßen ein friedliches Partisanentum zum Ziel, das für die Bewahrung der Humanität und für den Schutz unserer Seele kämpfen will – den einzigen Ort, an dem die Menschlichkeit ein Heimatrecht beanspruchen kann.

Als Leitlinie dieser »Menschlichkeitsguerilla« können uns schon jetzt jene Zeilen von Günter Eich gelten, die im Nachwort in einem größeren Zusammenhang noch einmal zitiert werden sollen:

Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!

Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

*Till Bastian,
im Winter 2011/2012*

Ein

Ein erster Überblick:
Was unsere Seele bedroht

Könnte es im weiteren Verlauf unseres Jahrhunderts noch nötig werden, jenes geheimnisvolle Wesen, das die Menschen schon seit Jahrtausenden, seit ihren ältesten schriftlichen Aufzeichnungen von eigener Hand unbefangen als ihre »Seele« bezeichnet haben, auf die »Rote Liste« der vom Aussterben bedrohten Arten zu setzen? Die Seele – ein in seinem Fortbestand gefährdetes Wesen, das des Artenschutzes bedarf, weil seine Existenzgrundlagen durch die technokratische Industriegesellschaft Zug um Zug zerstört werden?

»Die von Stress bedrängten Männer und Frauen von heute haben es eilig, zu gewinnen und zu verteilen, zu genießen und zu sterben, und ersparen sich jene Repräsentation ihrer Erfahrung, die man psychisches Leben nennt«, so hat die französische Philosophin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva (geboren 1941) schon vor fast 20 Jahren geklagt: »Man hat weder die nötige Zeit noch den nötigen Raum, um sich eine Seele zu bilden.«⁷ Was den Menschen einst als ihr »Innenleben«, was ihnen als ihre Seele gegolten hat, das werde – so meint Kristeva – heute von zwei Seiten her bis zur Verflüchtigung aufgesogen: durch die Fixierung auf den Körper, die Tendenz zur Somatisierung einerseits, und durch die Hingabe an die überstimulierende Bilderfülle der virtuellen Welten des Medienzeitalters andererseits. Als dessen Sinnbild betrachtete Kristeva damals noch den Fernsehapparat – seither hat sich die hier grob skizzierte Entwicklung mit der Ära der Computerspiele und des Internets noch einmal rasant beschleunigt.

Als ein wohl nur vordergründig amüsanter Beleg dafür mag eine Szene gelten, über die die Süddeutsche Zeitung am 5. Dezember 2009 in einer kleinen Glosse mit der bezeichnenden Überschrift »Stilkritik« berichtet hat. Unter dem Foto eines Hochzeitspaares und eines bei ihm stehenden Geistlichen konnte man da lesen:

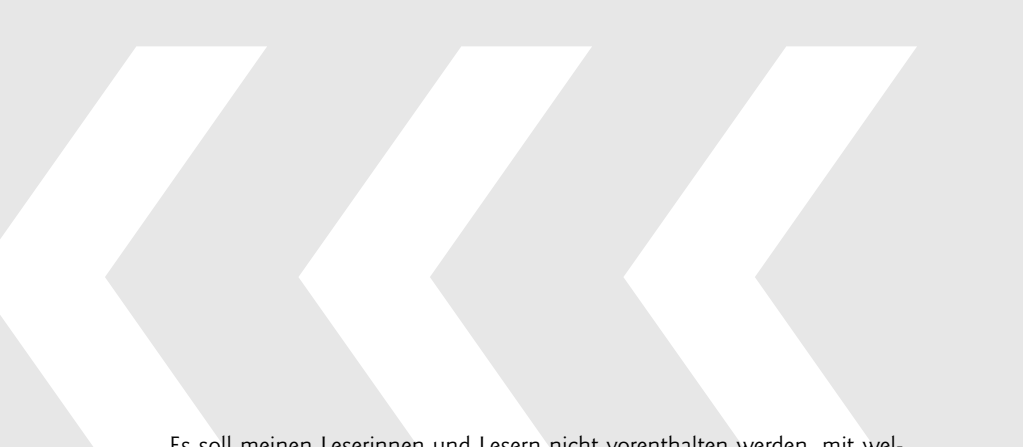
»Rechts, das ist der Softwareentwickler Dana Hanna aus Abingdon, Maryland, USA, der in einer Kirche gerade seine Frau Tracy

heiratet. Als der Priester spricht: »Und somit ernenne ich sie zu Mann und Frau«, fischt Hanna sein Handy heraus und meldet auf seiner Facebook-Seite, dass er ab sofort verheiratet ist. Dann gibt er bei Twitter ein: »Jetzt wird es Zeit, meine Frau zu küssen.« Auch Tracy ändert ihren Facebook-Beziehungsstatus noch vor dem Altar. Der Priester sagt: »Jetzt ist die Ehe offiziell. Es steht bei Facebook.« Irgendwer filmt das alles brav mit und lädt die Szene später bei YouTube hoch. Seither leuchten die Gesichter von Dana, Tracy und dem Priester dort flatscreenhell.« >>>

Um einen ersten Eindruck davon zu gewinnen, wie sehr der Gegenwartsmensch viele Prozesse nach außen verlagert – zum Beispiel in die Kunstwelt der »sozialen Netzwerke« –, die sich in früheren Zeiten vor allem in seinem Inneren, also in seinem Seelenleben abspielt hatten, vergleiche man die gerade geschilderte Hochzeit von Tracy und Dana Hanna im Herbst 2009 und den bei ihr inszenierten exhibitionistischen Mitteilungsdrang mit einer gut neunzig Jahre zuvor, 1918, niedergeschriebenen Erinnerung an eine Szene aus dem Sommer 1886. Sie stammt aus der erst posthum veröffentlichten Autobiographie von Arthur Schnitzler (1862–1931) und schildert seine damalige Verliebtheit in die schöne, unglücklich verheiratete Gastwirtin Olga Weissnix. Leider wurde Olga von ihrem misstrauischen und eifersüchtigen Ehemann sehr genau beobachtet. Da es somit keinerlei Gelegenheit für ein ungestörtes Treffen gab, beschloss das verliebte Paar, auf der Hotelterrasse miteinander Schach zu spielen.

Schnitzler beschrieb dieses heimliche Rendezvous mit den folgenden Worten:

»Wer immer wollte, blieb für kürzere oder längere Zeit neben unserem Tischchen stehen und warf einen flüchtigen, zuweilen etwas lächelnden Blick auf das Schachbrett, auf dem übrigens die



Es soll meinen Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten werden, mit welchen in meinen Augen sehr treffenden Worten der Redakteur der Süddeutschen Zeitung, Martin Zips, den oben geschilderten Vorgang kommentiert hat:

»Im Zeitalter *vor* Facebook war der Mensch, grob gesagt, allein das: Familienmitglied, Arbeitskollege, Freund. Und schon dies hat viele überfordert. Mal war hier mehr Selbstbewusstsein gefragt, mal dort mehr Unterordnung, mal hier mehr Kompromissbereitschaft. Heute ist der Mensch zusätzlich noch `ich@bla-bla.com`, `vorname.nachname@firmenbla-bla.com` und `rattenschwanz@lotterleben.com` (nach 23 Uhr). Der Mensch ist 0172, 0173 und 0160 und nur noch selten übers Festnetz zu erreichen. Er hat mehrere Anrufbeantworter und 34 verschiedene eBay-Identitäten. Wenn man ihm ein Fax schickt, leuchtet sein BlackBerry auf, schickt man ihm eine SMS, vibriert es in seiner Jackentasche. Der Mensch ist Mitglied bei Facebook, Twitter, Lokalisten, Xing und DingensVZ, er versendet aus dem Urlaub Handyfotos und lädt Videos bei YouTube hoch. Der Mensch hat einen Knall.«

Figuren in kürzeren und längeren Pausen wirklich, gelegentlich sogar ganz der Regel nach, hin und her zogen. Konnte es etwas Harmloseres geben als solch ein Spiel? Im Freien, im Hof, am Hoteleingang, angesichts der Welt gewissermaßen? Und wenn beim Rücken der Figuren die Finger der beiden Spieler flüchtig sich berührten, konnte das überhaupt irgendwem auffällig vorkommen? Und wenn dann ein Zittern durch unsere Glieder lief, unsere Wangen sich röteten, unsere Blicke feucht schimmerten, war das durch die Erregung des Spiels nicht ausreichend erklärt? Und wenn man etwa von weitem, von einem der Fenster im ersten oder zweiten Stock gewahrte, dass unsere Lippen sich leise bewegten, konnte ein gutwilliger Mensch ahnen, dass dieses Lippenbeben nicht bedeutete ›Schach dem König‹, sondern vielleicht: ›Ein Augenblick neben Ihnen, Arthur, wiegt mir alle Schmerzen auf, die ich Ihretwegen zu leiden habe.‹ Nicht ›Schach der Königin‹, sondern: ›Ich möchte Ihnen zu Füßen sinken, Olga, und weinen ...‹⁸

Indem ich diesen Text zitiere, möchte ich allerdings keinesfalls den Eindruck erwecken, ich sähe in jener Epoche, in der Arthur Schnitzler seine schwierige Affäre mit Olga Weissnix durchlitten hat, eine »gute alte Zeit« verkörpert, zu der ich gar noch zurückkehren wollte. Weder hege ich derartige Wünsche, noch mache ich mir die geringsten Illusionen: In jenen Tagen hatten die Menschen, und ganz besonders die Frauen, ohne Zweifel schwer unter den massiven Einschränkungen einer rigiden Sexualmoral zu leiden – nicht nur die Berichte jener Patientinnen und Patienten, die in der Wiener Berggasse in der Praxis des Neurologen und Schnitzler-Bewunderers Dr. Sigmund Freud (1856–1939) um Behandlung ihrer »neurotischen« Leiden nachgesucht haben, geben von dieser Not beredtes Zeugnis. Gewiss, nicht alle Bewohner Wiens um 1900 sind behandlungsbedürftig geworden. Doch für alle Menschen der damaligen Zeit, ob nun therapiebedürftig oder nicht, dürfte zutreffen, dass die

Einschränkung durch rigide gesellschaftliche Normen, insbesondere sexueller Art, ihr inneres Leben geprägt und dabei, jedenfalls aus heutiger Perspektive, in gewissem Sinne auch bereichert haben. Ohne Zweifel hat die soziale Konflikthaftigkeit der damaligen Welt – unter anderem ihre Prüderie und ihre doppelte Moral – auch das Seelenleben der damaligen Menschen mit Konflikten »aufgeladen« und damit nicht selten zu jenen »Bewältigungs«-Versuchen geführt, die dann von mutigen, unkonventionell denkenden Ärzten wie Sigmund Freud als »neurotisch« klassifiziert worden sind. Aber auch bei ihren gesunden Zeitgenossen waren jene Prozesse wirksam, die sich als »Verinnerlichung« beschreiben lassen: Gerade aus der inneren Widerspiegelung sozialer Konflikte (zum Beispiel zwischen sexueller Neigung und moralischem Gebot) ist jenes seelische Vermögen entstanden, das eine Fülle von Regulationsvorgängen (oft mit einem wenig glücklichen Begriff als »Abwehrmechanismen« bezeichnet) umfasst und das Psychologen von Sigmund Freud bis Norbert Bischof (geboren 1930) als unseren »psychischen Apparat« bezeichnet haben. In jedem Fall wurden die Menschen durch die äußeren Verhältnisse immer wieder, und oft durchaus schmerzlich, auf ihr inneres Leben und die ihm innewohnenden Konflikte, also auf ihre »Seele« verwiesen. Das ist kein Wunder, denn diese Seele ist ja durch die Versuche zur Bewältigung äußerer Konflikte zu dem geformt worden, was sie heute ist. Und auf Zeiten strenger äußerer Normen konnte das »Innenleben« entsprechend elastisch reagieren – bei besonders großer Not durchaus in Form von Krankheit (»Neurose«), die auch als missglückter, als entgleister Versuch der Selbstheilung betrachtet werden kann.

So war es jedenfalls damals – in den Zeiten von Sigmund Freud, Olga Weissnix und Arthur Schnitzler.

Und heute?

Ein um gut hundert Jahre jüngerer Redakteur der Süddeutschen

Zeitung, Alex Rühle (geboren 1969), hat 2010 in seinem Buch »Ohne Netz« über eine für ihn offenbar ziemlich harte »Fastenkur« berichtet, mit der er sich selber »ein halbes Jahr offline« verordnet hatte. Seine durch die eigene Online-Sucht bewirkte Hingabe an ein nicht mehr hinterfragtes virtuelles »Jetzt« hatte ihn nachdenklich gemacht: »Sollte Freuds These stimmen, dass die kulturelle Leistung des Menschen der Aufschub ist, die Sublimierung, die Fähigkeit, Spannung auszuhalten und die Befriedigung auf später zu verschieben, dann bin ich mittlerweile ein komplett unkultivierter Höhlenmensch.«⁹ Diese Selbst-Diagnose geht allerdings in die Irre, denn schon die Höhlenmenschen waren »kultiviert«. Sie mussten – insbesondere unter den harten Daseinsbedingungen der Eiszeiten – Triebaufschub und Spannungsregulation gelernt haben, um überleben zu können; das Leben in kleinen Gruppen und die gemeinsamen Rituale (das älteste Musikinstrument, eine vor fast 40.000 Jahren gefertigte steinzeitliche Flöte, stammt aus einer Höhle auf der Schwäbischen Alb!) dürften ihnen dabei geholfen haben – aber das ist Jahrzehntausende her (wir werden später noch einmal auf diese »Epoche der Menschwerdung« zurückkommen). Gerade die »Segnungen« der modernen Zivilisation unterminieren diese in einer langen Menschheitsgeschichte herangebildeten seelischen Fähigkeiten auf eine nachhaltig wirksame Art, wie dies Alex Rühle in seinem selbstironischen Offline-Tagebuch hinreichend deutlich werden lässt.

Ein anderes Beispiel: Das Magazin Gehirn und Geist hat in einer zwei Jahre vor Rühles Buch, Anfang 2008, erschienenen Ausgabe festgestellt, dass die sexuelle Aktivität der Deutschen seit 1980 beständig abgenommen habe – und dies vermutlich *gerade wegen* der Allgegenwart von Sexualität in einer keinerlei Schamgrenzen mehr respektierenden Werbe-, Medien- und Internet-Welt.¹⁰ Die ständige öffentliche Inszenierung sexueller Stimulation jedweder

Art führt offenkundig nicht zuletzt dazu, dass den Menschen im eigenen Alltag der Spaß am Sex zunehmend vergeht. Der bekannte Verhaltenstherapeut und klinische Psychologe Peter Fiedler von der Universität Heidelberg (geboren 1945) hat die statistischen Daten am genannten Ort so interpretiert:

»In dem Maß, wie die traditionelle Sexualmoral mit ihren Verboten, Sanktionen und Schuldgefühlen verschwand, machte sich scheinbar Langeweile breit. Offensichtlich besaßen gerade die unerfüllten, oft verbotenen oder tabuisierten sexuellen Wünsche und Bedürfnisse eine große Triebkraft.«¹¹

Man mag bei diesen Worten auch an jene Epoche denken, in der der junge Sigmund Freud zutiefst darüber erschrak, während einer Fahrt im Schlafwagen die (halb-)nackte Mutter, *matrem nudam* gesehen zu haben (noch als Erwachsener musste er das in lateinischen Worten niederschreiben!). Und die Gegenwart? In einer Zeit, in der Kinder und Jugendliche mühelos in der Lage sind, sich auf dem Schulhof zum Zeitvertreib via Handy überreichlich Sex- und Gewaltdarstellungen zu betrachten, leben wir offenkundig unter völlig anderen Bedingungen als einst in der viktorianischen oder in der wilhelminischen Ära! Und damit werden wir auf das Faktum verwiesen, dass die Sexualnot des 19. Jahrhunderts offenbar von der Identitätskrise des 21. Jahrhunderts abgelöst worden ist. Der Frankfurter Psychoanalytiker Martin Altmeyer (geboren 1948) hat das pointiert und sehr zutreffend einmal so ausgedrückt:

»Nicht die Sexualität, die Identität ist das Hauptproblem des Gegenwartsmenschen.«¹²

Deshalb werden wir uns dem Thema Identität im nächsten Kapitel ausführlich widmen. Dennoch lässt sich schon jetzt fragen: Wie ist die zugestandenermaßen recht globale Aussage Altmeyers gemeint? Meines Erachtens geht es im Wesentlichen um das folgende Problem:

Der Gegenwartsmensch in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts – und ich spreche, das sollte der Klarheit halber noch hinzugefügt werden, vor allem von den Menschen in den reichen Industrieländern der Nordhalbkugel – wird offenbar immer weniger von inneren Konflikten etwa zwischen sexuellem Begehren und restriktiver Moral motiviert; er versucht unter Anspannung (und oft unter Überbeanspruchung) all seiner Kräfte, überstimuliert durch eine Umwelt mit permanentem Aufforderungscharakter und zu einer Fülle von »Synchronisationsleistungen« genötigt (diese sind erforderlich, um im »Mainstream« überhaupt mitschwimmen zu können), sich eine Identität zu geben, die allen Erfordernissen genügt. Anders gesagt, er strebt danach, ein Bild von sich selbst zu entwerfen, das mit dieser Welt in bestmöglicher Übereinstimmung steht. Weniger das »Gewissen« peinigt uns (also das schmerzliche Gefühl, gegen moralische Normen verstoßen zu haben), sondern vielmehr die mangelnde Übereinstimmung unserer Lebensrealität mit dem von unserem Selbst entworfenen Ideal-Bild, dem »Selbst-Ideal« mit seinen immanenten Wunschkonstruktionen und Größenphantasien. Die Diskrepanz zwischen diesem Wunschbild von sich selbst und der oft als wenig befriedigend erfahrenen Wirklichkeit der realen eigenen Person erschwert nicht nur die Herausbildung einer stabilen Ich-Identität – sie führt offenbar immer öfter zum Rückzug in die Passivität und in virtuelle Welten, in denen eigene Defizite nicht mehr oder jedenfalls nur noch selten als schmerzlich empfunden werden.

Es ist infolgedessen nicht mehr – oder jedenfalls nur noch vergleichsweise selten – der klassische »neurotische Konflikt« mit seinen Folgeerscheinungen (etwa den von Sigmund Freud und Joseph Breuer im Jahr 1895 gemeinsam beschriebenen »Konversionssymptomen), der die seelische Realität der Menschen von heute bestimmt. Sondern die auf das verzweifelnde Bemühen nach



Till Bastian

Die seelenlose Gesellschaft

Wie unser Ich verloren geht

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-466-30925-2

Kösel

Erscheinungstermin: April 2012

Die moderne Konsum- und Erlebniswelt wirkt mit vielen Faktoren auf unser Seelenleben ein: eine sich ständig beschleunigende Mobilität, die Überflutung mit Informationen und der zunehmende Druck, entscheiden zu müssen. Dies führt dazu, dass wir innerlich an Halt verlieren. Der Autor gibt Anregungen für ein seelisches „Partisanentum“ gegen die menschlichen Eigentümlichkeiten der Moderne.